

Wenn ich bei Hannes bin, sitze ich den halben Tag auf dem Sofa und denke irgendwas. Bei mir zu Hause sitze ich nie auf dem Sofa, ich habe gar keines. Bei mir zu Hause sitze ich den halben Tag vor dem Rechner und arbeite. Meinen Rechner habe ich zu Hause gelassen, und jetzt sitze ich bei Hannes auf dem Sofa und denke, während er in seinem Büro ist. Ich denke zum Beispiel: *Warum wohnt Hannes mitten im Industriegebiet?* Oder: *Warum ist der nächste U-Bahnhof so weit weg?* Und: *Warum will ich mein Geld nicht für Fahrkarten ausgeben?* Deshalb sitze ich nämlich den halben Tag auf dem Sofa.

Manchmal stehe ich auf, und dann wird mir schwarz vor Augen, weil ich so lange auf dem Sofa saß. Dann setze ich mich noch mal hin, aber stehe gleich wieder auf, und dann geht es, und ich gehe in die Stadt, in die Innenstadt der großen Stadt, zu Fuß. Das dauert fast eine Stunde, und ich könnte die U-Bahn nehmen, aber ich gebe schon so viel Geld aus, wenn ich bei Hannes bin, weil Hannes immer teuer essen will. Es ist nicht so, dass wir besonders gut äßen, aber Hannes will immer nur Markenarti-

kel, und oft bezahle ich dann, weil Hannes oft kein Geld hat, obwohl er gar nicht schlecht verdient, und dann, dann zahle ich Markenartikel, die nicht mal besser schmecken als keine Markenartikel, und dann will ich kein Ticket mehr für die U-Bahn kaufen, weil ich Angst habe, so viel Geld auszugeben, dass ich bald wieder ins graue Haus muss.

Ich will nicht wieder ins graue Haus gehen, weil ich Arbeit habe, die ich liebe, sehr, auch wenn ich nicht gut leben kann von ihr, nicht immer. Und wenn ich wieder ins graue Haus muss, dann muss ich eine Arbeit machen, irgendeine, die ich gar nicht liebe, und ich bin sehr empfindlich, ich würde ganz verzweifeln an der Arbeit, die ich mache und nicht liebe, und dann würde ich zusammenbrechen, und zusammenbrechen muss ich sowieso schon öfter, weil es Gründe gibt in meinem Leben, wegen denen ich zusammenbrechen muss, von Zeit zu Zeit, da will ich nicht wegen der Arbeit zusammenbrechen, dazu.

Und am Abend kommt Hannes nach Hause, und ich sitze auf seinem Sofa, und Hannes muss erst mal kiffen, und dann, dann setzt er sich an den Rechner, weil Hannes immer viel Arbeit hat, ich glaube zu viel, und zwischendurch küsst er mich und fasst nach meinen Brüsten oder nach meinem Po, und wenn es nach ihm ginge, wäre ich immer bei ihm, er mag es nicht, allein einzuschlafen, vielleicht, weil er dann daran denken muss, dass er kein Geld hat, obwohl er doch ganz gut verdient.

Wir gehen auch immer sehr spät ins Bett, und dann schauen wir noch eine DVD, ich glaube, damit Hannes nicht denken muss, und beim Sex, sagt Hannes, denkt er nicht mehr, vielleicht haben wir deshalb auch sehr viel Sex. Und dann klingelt der Wecker, morgens, und Hannes sieht fertig aus, aber muss ins Büro, und dann geht er, und ich, ich verschlafe den halben Tag, und die andere Hälfte vom Tag sitze ich auf dem Sofa und denke. Ich denke, dass draußen die Sonne scheint, auf eine immer befahrene Straße, die aus der Stadt hinausführt.

Ich bin in die Stadt gelaufen, vorhin. Einen Umweg, weil es so laut ist an der breiten Straße, die in die Stadt hineinführt. Überhaupt, die Stadt ist sehr laut, sie ist viel lauter als die Stadt, in der ich bin, wenn ich nicht bei Hannes bin. In der Stadt, in der ich bin, wenn ich nicht bei Hannes bin, fahren so viele Menschen U-Bahn, dass es sehr viele Autos gibt, aber nicht entsetzlich viele. Hier gibt es entsetzlich viele Autos, und im Industriegebiet gibt es so entsetzlich viele große Autos, dass ich Angst habe, eine Straße zu überqueren, auch wenn ich über eine grüne Fußgängerampel gehe und die Autos dann stehen. Ich habe Angst, plötzlich springt eines los und auf mich drauf, und dann bin ich tot und nicht mehr vorhanden, weil meine Reste in den Rillen der Räder kleben.

Ich wollte ein Café suchen in der Stadt, in dem ich vor Jahren mal war. Aber dann stand ich vor der Kunsthalle und bin hineingegangen. Und ich mochte die Kunsthalle, weil ich zweimal weinen musste, fast, und ich lasse mich gerne berühren von Kunst, es ist oft besser, sich von Kunst berühren zu lassen als von einem Menschen, weil man die Kunst

dann verlassen kann, wenn sie einen berührt hat, und man kann wiederkommen, irgendwann, ganz ohne dass die Kunst einem böse ist. Es ist nicht so mit den Menschen, man kann sie nicht einfach verlassen, wenn sie einen berührt haben, und irgendwann wiederkommen, wenn man gerade mag. Man muss die Menschen immer erfüllen als Mensch, die Menschen sind leer und wollen dann einen haben, der sie ganz ausfüllt, und dann wird der Mensch, der da ausfüllen soll, innerlich leer, weil er sich ja in den anderen gibt. Deshalb ist es oft besser, sich von der Kunst berühren zu lassen, und in einer Kunsthalle kann man sich sicher sein, dass die Kunst einen dann nicht verfolgt, auf die Straße hinaus und nach Hause, sie bleibt einfach stehen, in der großen Halle, und viele Wärter passen auf, dass die Kunst sich gar nicht bewegt. Und ich finde es außergewöhnlich und schön, dass die Kunst sich gar nicht bewegt und ich trotzdem von ihr berührt bin. Die Liebe dagegen macht, dass man denkt, dass man stirbt, sie ist tödlich. Und wenn es mir gereicht hätte, auf Dauer, dass mich ein Bild berührt, dann würde ich gar keinen Mann berühren und mich auch von keinem berühren lassen.

Ich habe gedacht, im Museum, dass ich nicht glaube, dass Hannes schon mal in einem Museum war, und dann habe ich gedacht, dass ich nicht glaube, dass Hannes Lust hat, mal in ein Museum zu gehen, und dann habe ich mich daran erinnert,

dass ich mit Wendel mal in einem Museum war, und dass ich es gar nicht ertragen konnte, mit Wendel in einem Museum zu sein, weil Wendel die ganze Zeit redete und ich mich gar nicht berühren lassen konnte von der Kunst, es ging einfach nicht, und dann war ich sauer auf Wendel, und wir haben uns gestritten. Deshalb, hab' ich dann gedacht, ist es vielleicht gut, mit Hannes in kein Museum zu gehen. Und dann, dann habe ich gedacht, dass ich gar nicht weiß, für wie lange Hannes und ich überhaupt zusammen irgendwo hingehen, weil ich so ein schwieriger Mensch bin und Hannes bestimmt oft sehr anstrenge; ich bin sehr eifersüchtig, zum Beispiel, ich mag es nicht, dass Hannes sich berühren lässt von Bildern – die er sich aus dem Netz zieht, es sind meistens Fotos, auf denen man Fleisch sieht, manchmal auch Innereien von Frauen, Halbinnereien, die, die zwischen den Schenkeln liegen, es wäre okay, wenn es Kunst wäre, aber es ist keine Kunst, es ist einfach nur Wirtschaft, Wirtschaft mit Gliedern von Männern, und Produkt sind dann Fleisch und Halbinnereien von dem Geschlecht, zu dem ich gehöre, und dann wird es schwierig, weil ich das schwierig finde, dass mein Geschlecht ein Produkt ist, und auch, dass Hannes sich diese Produkte herunterlädt, obwohl er doch mich hat, was soll denn das.

Wenn Hannes mich nicht begehren würde, dann würde ich schreien und heulen wegen der nackten Geschlechter auf seinem PC, und ihn dann verlas-

sen, irgendwann, oder warten, dass er mich verlässt. Aber es ist ja so, dass Hannes mich sehr oft berührt, so oft, dass es manchmal zu viel ist für mich, vielleicht bin ich gerade ganz berührt von etwas, das ich im Kopf habe, und dann möchte ich nicht, dass mich Hannes berührt, weil ich es dann gar nicht genießen kann und ganz durcheinander gerate, weil mir was ich denke plus Hannes Hände zu viel ist, in dem Moment zuviel. Und dann denke ich, ich muss noch mehr Sex mit ihm haben, damit Hannes die ganzen Geschlechter vergisst, auf seinem PC. Aber wahrscheinlich würde er sie gar nicht vergessen.

Ich sitze in dem Café, in dem ich vor Jahren mal war. Es ist ein Café, in dem sich Menschen gern unterhalten, auf dem Boden liegt ein flauschiger Teppich, und die Wände sind kunstvoll und bunt bemalt. Ich glaube nicht, dass Hannes schon mal in so einem Café war, und ich glaube nicht, dass er Lust hätte, in so ein Café zu gehen. Und ich denke, vielleicht ist es gar nicht schlimm, weil ich Hannes, wenn ich hier bin, vermissen kann, und ich vermisse ihn gerne und muss ihn dann auch gar nicht sehen, weil das Gefühl zu vermissen mich ganz erfüllt. Und vielleicht bin ich deshalb verstört, dass Hannes mich so viel um sich haben will und die Bilder anguckt, von den nackten Geschlechtern, weil er immer haben will, gleich alles hier, während ich es auch mag, alleine zu sein, und an das, was war, ist und sein kann, zu denken.

Am Anfang war das Licht. Sonst nichts. Dann lag ich im Bett mit dem Licht, ewig. Bis die Mutter kam, mit einer Tasse Tee, und sofort wieder ging. Dann lag ich im Bett mit dem Licht, neben mir eine Tasse Tee.

Irgendwann verschwand das Licht, und die Tasse Tee. Ich blieb; am Leben, unangenehm.

Als kleines Kind bekam ich von einer Frau eine halbe Walnusschale geschenkt, in der ein winziges Mädchen unter einer winzigen Decke schlief. An der Walnusschale war eine dünne, goldene Kordel befestigt. In den Setzkasten, den ich als Schulkind über meinem Bett hängen hatte, setzte ich diese Walnusschale, und abends holte ich sie heraus und ließ sie schaukeln, am goldenen Faden, oder streichelte das winzige Gesicht des Püppchens, das aus einer bemalten Holzperle bestand.

Ich habe damals oft von einem weißen Hund geträumt, einem Spitz, der saß vor meinem Fenster, hinter dem mein Kinderbett stand, und starrte mich

an, wie ich da lag, und ich starrte ihn an, starr vor Angst, wie er da saß und mich anstarrte. Das ging so lange, bis ich in Todesangst war und der Hund ganz plötzlich das Fenster einbrach. Es splitterte, lautlos, der Spitz besprang mich, dann starb ich und dabei wachte ich auf, in einer Angst, die sich wiederholte, an die ich mich aber nie gewöhnte, man kann sich nicht daran gewöhnen, in Todesangst zu geraten.

Wenn ich nicht schlafen konnte, und ich kann oft nicht schlafen, waren die Möbel Männer, die mich töten wollten. Vor der Terrassentür standen Männer, die mich töten wollten; wenn nicht töten, dann wollten sie etwas verbrechen, da, an mir.

Ich hatte keinen Raum, der meiner war. Der Raum war voll mit Männern, Monstern. Wenn er nicht voll war, sollte er es werden, jeden Augenblick konnte die Tür aufgehen, und dann wären sie in diesem Zimmer, Monstermänner, die darauf lauerten, dass ich einschlief, um mich zu verspeisen, zu reißen, auszurauben oder anzustarren, tot.

Ich musste wach sein und durfte mich nicht rühren. Sich rühren hieß sich auszuliefern, zu sterben, qualvoll.

Ich dachte immer wieder: *Mach das Licht an, niemand ist im Zimmer. Wenn du das Licht anmachst, dann siehst du, niemand ist im Zimmer.* Um das Licht anzumachen, musste ich mich aber rühren, und es war ja tödlich, sich zu rühren. In Totenstarre zu verharren, da, am Leben, war das Einzige, was blieb. Wenn

ich doch das Licht anmachte, manchmal, ganz ganz schnell, damit kein Monsterrmann mich tötete, sofort, ob der Bewegung, wenn ich also doch das Licht anmachte, manchmal, dann sah ich mich im Zimmer um, den Schrank und die Regale an, es gab kein Monster und auch keinen Mann in meinem Zimmer, und die Horden an Verbrechern, die ich dort vermutet hatte, die schon gar nicht. Trotzdem konnte ich nicht schlafen, ich ließ das Licht an, manchmal ging ich auch ans Bett der Eltern, weckte meine Mutter, die sagte dann: „Geh wieder schlafen“.

Einmal als ich so im Bett lag, so verkrampft und todesängstlich, habe ich mich überwunden, wollte Licht anmachen, griff dann nach dem Schalter, und das Licht, es ging nicht an. Das war wie Sterben und dabei gefoltet werden, ich war ja sicher, dass die Monster da in meinem Zimmer waren, mich zu töten, nur das Licht half gegen sie.

Bis heute weiß ich nicht, ob es kaputt war, ob die Birne da kaputt war, oder ob ein Monster doch den Stecker meiner Lampe aus der Wand gezogen hat, weil es nicht wollte, dass ich es entdecke.

Manchmal, da in Todesangst im Bett, habe ich gewagt, mich an die Wand zu legen, leise, langsam. Ohne die Wand habe ich mich noch viel bedrohter gefühlt.

Dann ist aber etwas im Bett passiert, das noch viel schlimmer war als das, was sowieso schon war

und mich in Todesangst versetzte. Ich habe mich an die Wand gelegt, um mich ein wenig sicherer zu fühlen, im Nachkrieg mit dem Tod, in dem ich schon geschwächt war, ich war ja ein Kind, ich hatte keine Waffen, außer Licht, wenn ich ganz mutig war und es denn ging. Dann ist etwas passiert, das alles noch viel schlimmer machte, denn die Wand, sie hat sich aufgelöst, es gab die Wand nicht mehr. Ganz plötzlich gab es sie nicht mehr, die Wand. Sie wurde eine Spinne, riesig, die die Beine stach, in meine Haut, und die mich webte, in ihr Netz, das dichte, in dem ich ersticken sollte. Die Wand hatte sich verwandelt in den Tod, in einen anderen Tod als den im Zimmer, in den Möbeln, Schränken, Stühlen, in der Tür.

Wenn man das Schlimmste überstanden hat in seinem Leben, also wenn man glaubt, dass man das Schlimmste in seinem Leben überstanden hat, dann, denkt man, kann man springen und singen und dabei das Leben gestalten, so, wie man will. Man kann zum Beispiel auswandern oder die, die schuld sind an dem Schlimmen, zu Schlimmen, das man erfuhr, ermorden oder ermorden lassen. Das konnte man ja früher nicht, als es so schlimm war, da war man ja nur damit beschäftigt, nicht plötzlich zu sterben. Und dann ist das Schlimme vorbei, so scheint es zumindest, und man wandert doch nicht aus, nach Australien oder nach Irgendwo, und morden tut man dann auch nicht. Man sitzt in einem schönen Park auf einer Bank in der Sonne, man sieht Menschen, die ganz zufrieden scheinen, und ist doch selber ganz mutlos. Was soll man denn hier? Man möchte sein Leben gestalten und tut es doch nicht. Und man sitzt in einer Stadt, in der man nicht wohnt, in der man ist, weil man jemanden liebt, nun, liebt ist ein großes Wort, weil man jemanden mag und begehrt und manchmal Liebe empfindet, für ihn, und

dieser Mensch, der mag und begehrt und liebt einen auch, so glaubt man zumindest, aber dieser Mensch, der muss seine Firma aufbauen, nach Ein- und nach Ausgaben schauen, der kann jetzt nicht auswandern, der will gar nicht morden, und ein Kind, ein Kind will er auch nicht, nicht jetzt. Dabei finde ich, dass ein Kind etwas wäre, man würde ja etwas gestalten im Leben, wenn man ein Kind bekäme, es wäre nicht wie auswandern oder wie morden, doch es wäre doch was, und dann will der Mann nicht, und dann wird man ganz sauer, auf sich selbst, dass man in diesem Park sitzt und gar nichts gestaltet, dann will man zurück auf die Insel, also in seine Stadt, in die kleine Wohnung, um sie weiter auszuräumen; man räumt die Wohnung und auch den Keller seit Monaten aus. Alles nimmt man in die Hand und fragt sich, ob man es wirklich mag und auch brauchen kann, und was man nicht wirklich mag und nicht brauchen kann, das gibt man weg, denn man will ja mal fort aus diesem Land, da ist es gut, nicht viel zu besitzen, eigentlich nur einen Koffer voll, das wäre gut.

Dann sagt man dem Mann am Abend, dass man wieder nach Hause fährt, zu sich, weil man hier ja nichts mache, und der Mann, der guckt wie ein Hund, den man nie mehr allein lassen will, und sagt: „Geh nicht, geh nicht.“ Und dann schiebt man die Abfahrt noch mal hinaus, ein, zwei Tage. Und obwohl man gar nichts gestaltet, hier bei dem Mann,

hat man sich eingelebt, und plötzlich hat man dann Angst, eine komische Angst vor der eigenen Wohnung, in der man ganz alleine sein wird, und in der man gestalten kann, was man tatsächlich gestalten kann, ohne in neue Konflikte hineinzugeraten, schlimme, denn es wäre ja schlimm, wenn man morden würde, und auch, wenn man ein Kind bekäme, das der Mann, wie er sagt, noch nicht will. Man kann nur die Wohnung ausräumen und dabei an den Koffer denken, den man packen will, einmal, für Australien oder für Irgendwo.